

Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie
Band: 88 (1998)
Heft: 3

Artikel: Identität im Diskurs
Autor: Vercammen, Joris
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-404893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Identität im Diskurs

«Glauben Sie fröhlicher und freimütiger an Ihre eigene Sache!» Mit diesen Worten schloss der verstorbene Professor Dr. H. Berkhof, ehemaliger Vorsitzender des Rates der Kirchen in den Niederlanden, seine Darlegungen vor der sogenannten «beleidsconferentie» der altkatholischen Kirche im Frühling 1988. Die Versammlung brachte eine Anzahl Altkatholiken aus verschiedenen Ecken zusammen. Auf Einladung des Collegiaal Bestuur der Kirche dachten sie über die Ausgangspunkte für die zukünftige kirchliche Führungspolitik nach. Das grosse Vertrauen in die Dynamik des Geschehens in der altkatholischen Kirche, dem Professor Berkhof Ausdruck gab, wurde von den Konferenzteilnehmern gern geteilt. Sofort sahen sie sich jedoch damit konfrontiert, die «eigene Sache» neu zu erklären. Wenn das «altkatholische Christsein» sowohl im ökumenischen Kontext als auch im Hinblick auf gesellschaftliche und kulturelle Gegebenheiten wichtig ist, dann ist dessen aktuelle Thematisierung ein dringender Auftrag. Die Besinnung auf die Frage der Identität kann intern eine Stärkung des Selbstbewusstseins zur Folge haben. Ausserdem kann sie zu einer aktiveren Haltung gegen aussen führen. Beide Wirkungen wurden von der «beleidsconferentie» und dem Collegiaal Bestuur nicht nur als Ziele gesehen, denen es wert ist nachzustreben, sondern vor allem als notwendige Weichenstellungen für die Zukunft. Da man davon ausging, dass die Besinnung auf die Frage nach der Identität alle Altkatholiken betraf, wollte man eine Initiative ergreifen, die die Basis bei einer erneuerten Entwicklung der Identität miteinbezog.

Dieses Ziel wurde der Ausgangspunkt einer Studie auf Gemeindeebene, die einen Versuch darstellt, ein Handlungsrepertoire zu entwickeln, mit dem die Frage der Identität auf dieser Ebene handhabbar wird¹. Wir wollten den Gemeindegliedern die Gelegenheit geben, sich auf eine organisierte Weise damit zu beschäftigen, eine Antwort auf die Frage zu formulieren, was «altkatholisches Christsein» an dem Ort, an dem sie leben und glauben, bedeuten kann.

Vier Gemeinden wurden direkt in diese Studie einbezogen. Wir nennen sie: «Grossstadt», «Regiogemeinde», «Neustadt» und «Kleinstadt». Bei ihnen wurde das ausgearbeitete Modell des Identitätsdiskurses ausprobiert. Dazu wurden in den Gemeinden Arbeitsgruppen gebildet, die

¹ *Vercammen*, 1997. (Die Bibliographie am Schluss dieses Beitrags enthält die Angaben betr. benützte Literatur.)

die Diskussion organisierten. Regelmässig trafen sich diese Gruppen zur Instruktion. Ausserdem wurde jede Arbeitsgruppe für sich intensiv begleitet. Das Experiment begann in den Gemeinden im Laufe des Jahres 1991 und dauerte bis zum Herbst 1995. Neben der Entwicklung eines Handlungsrepertoires richtete sich unsere Studie ebenfalls auf die Inhalte, die im Rahmen des Beratungsprozesses durch die Teilnehmer vorgebracht wurden. Die Analyse dieser Inhalte gab uns Gelegenheit, eine bessere Einsicht in die Identitätsarmut, wie sie an der Basis auftritt, zu bekommen.

In diesem Artikel passieren einige Aspekte der Studie Revue. Wir gehen zuerst auf die ekklesiologischen und praktisch-theologischen Ausgangspunkte ein. Danach beschreiben wir das entwickelte Modell für den Identitätsdiskurs, um anschliessend eine Übersicht der inhaltlichen Befunde, die von den Arbeitsgruppen in den vier Gemeinden expliziert worden sind, zu geben. Der vierte Abschnitt umfasst einige kritische Anmerkungen zu den Befunden. Abgerundet wird der Artikel durch Schlussfolgerungen und kritische Fragen in bezug auf das Ziel des Gemeindeaufbaus.

Eine Anzahl von Aspekten unserer Studie werden in diesem Artikel nicht erwähnt. So z.B. der untersuchungsmethodologische Aspekt. Ebenso gehen wir weder auf die ausgedehnte agogische Studie ein, auf deren Basis das Diskursmodell entwickelt worden ist, noch wird etwas über die Evaluation des Modells gesagt. Auf der Grundlage dieser Evaluation wurde das Modell inzwischen korrigiert. Mit dieser bearbeiteten Version wird im Augenblick in 18 niederländischen Gemeinden im Rahmen des neuen Projektes «Gemeinde im Diskurs»² gearbeitet.

1. Ekklesiologische und praktisch-theologische Ausgangspunkte

1.1 Kirche als dauernder Diskurs

Subjektivität und Intersubjektivität sind Brennpunkte in der altkatholischen Ekklesiologie. *Stalder* gründet sie unmittelbar im trinitarischen göttlichen Leben. Weil Gott selber ganz liebevolle Verbindung ist, ist er es, der die Menschen zusammenbringt und zu liebevollem und fürsorglichem Umgang miteinander, mit der Menschheit und mit der Schöpfung begeistert. Der Mensch ist Subjekt, weil er/sie im Antworten auf die Ein-

² Vgl. *Vercammen*, 1998.

ladung Gottes (zur Sorge für Mensch und Schöpfung) seine besten Möglichkeiten realisiert. Mit anderen Worten: Der Mensch wird durch Gott gerufen, seine/ihre Verantwortung zu übernehmen.

Intersubjektivität wird in einer gemeinsamen Verbindung zur Wirklichkeit gefunden, die wir zusammen ergründen wollen. Der Dialog ist dabei zentral. Im Dialog entdecken Menschen, was sie verbinden und versöhnen kann, ebenso entdecken sie darin, was sie mit der ganzen Menschheit und mit der Schöpfung verbindet.

Dieser Dialog ist konstituierend für die Kirche, die *Stalder* im Prinzip als Emanation des versöhnenden und verbindenden Lebens, das in Gott ist, ansieht³. Darum liegt der Existenzgrund der Kirche in der Suche nach immer mehr «Gemeinsamkeit im Bewusstsein». Dieser Existenzgrund bestimmt auch die Weise des Bestehens der Kirche. Diese kann man als «Konziliarität» bezeichnen. Weil die Konziliarität der Kirche so fundamental ist, hat nach *Küry* im Leben der altkatholischen Kirche das Bild vom Volk Gottes Vorrang gegenüber Bildern wie «Leib Christi» oder «Tempel des Heiligen Geistes»⁴.

Die Konziliarität hat zwei Aspekte: einerseits die innerkirchliche Konziliarität und andererseits die konziliare Verbindung zu anderen Menschen, zu Gesellschaft, Welt und Schöpfung. Mit Bezug auf den ersten Aspekt geht z. B. *Aldenhoven* davon aus, dass «Kirche», insoweit sie wirklich «Kirche» ist, die Vorhut eines Modells bildet, das für die erlöste universale Menschheit steht⁵. Oder um es mit *Bäumler* zu sagen: Es geht um die Gemeinde von im Prinzip befreiten Menschen. Nicht dass sie sich selbst befreit hätten, sondern es ist ihnen eine Freiheit geschenkt worden, die sie nun zu realisieren haben. Die Freiheit ist also zugleich eine Aufgabe. Die Aufgabe betrifft die evangelische Ausfüllung von Freiheit als Wahl für das sich in Jesus Christus durchsetzende Gottesreich. Menschen sind nicht länger dazu verurteilt, sich und die Schöpfung in einem sich endlos wiederholenden Beweisen ihrer selbst zu dominieren. In Jesus ist ihnen eine andere Perspektive geschenkt worden, nämlich jene des freien Dienstes aneinander, wodurch eine Gemeinschaft von Gleichwertigen entsteht. Dieser Dienst ist schliesslich Kriterium und Möglichkeitsbedingung für den Kommunikationsprozess, der für die Kirche fundamental ist. Wer «Kommunikation» sagt, impliziert Offenheit, Freiheit von Dominanz, Partizipation und Solidarität.

³ *Heitink*, 1993, 165.

⁴ *Küry*, 1966, 247.

⁵ *Aldenhoven*, 1980, 251.

Die Konziliarität betrifft ebenfalls die Verbindung zur Welt und zur Schöpfung. Darum wird eine konziliare Kirche in erster Linie einen Blick dafür bekommen, was unter Menschen an konstruktiven Initiativen auf dem Gebiet des behutsamen Umgangs mit der Natur, Mitmenschlichkeit, Protest gegen Unrecht usw. wächst. Die Kirche darf bekennen, dass in all diesen Erfahrungen eine religiöse Tiefendimension gegenwärtig ist, die «wesentlich mit der Glaubenseinsicht zu tun hat, dass die Vergänglichkeit nicht in ihrer Einsamkeit gelassen wird, sondern getragen wird durch die absolute, segensreiche Anwesenheit des lebenden Gottes», wie es *Schillebeeckx* in Worte fasst⁶. Darum muss die Kirche auch bei der Zukunft des Menschen und seiner Welt segensreich gegenwärtig sein. Aus der Erkenntnis dieser religiösen Tiefendimension heraus ist der wichtigste Beitrag der Gläubigen an die Kultur dieser, dass sie die Welt mit all ihrer Verworfenheit immer wieder neu zu relativieren wissen. Denn es ist immer noch eine bessere Zukunft möglich; das Hier und Jetzt kann ja dem Vergleich mit dem Reich Gottes noch nicht standhalten. Zusammen mit Gott wollen die Christen die Zukunft noch offen halten, auf dass die Welt (noch) liebevoller und gerechter werden könnte⁷. Aber die Kirche hat nicht nur der Kultur etwas zu bieten, sie hat von ihr auch etwas zu empfangen. Kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen stellen die Kirche vor neue Fragen, sie fordern sie zu erneuter Reflexion heraus und bestimmen bis zu einem gewissen Grad die konkrete Gestalt, wie der Glaube in einem bestimmten Augenblick erlebt wird. Zu denken ist z. B. an eine Anzahl ethischer Fragen, die uns in diesem Augenblick beschäftigen, aber auch an die Fragen, die sich im Zusammenhang mit einer ansprechenden Formulierung der Glaubenslehre und einer zeitgemässen Gestaltung der Liturgie stellen.

Weil Dialog der Schlüssel für den Gemeinschaftsaufbau im Dienst von Menschen, Welt und Schöpfung ist, kann die Kirche nur in einem Diskursprozess konkrete Gestalt bekommen. Unter dem Druck wechselnder kultureller und gesellschaftlicher Umstände ist dieser Diskurs selbst ein permanenter Auftrag. Darin geht es um die Identität der Kirche.

1.2 *Der Identitätsdiskurs*

«Identität» wird entwickelt, indem die Tradition, in der man steht, auf den gegebenen aktuellen Kontext bezogen wird. Die Individuen, die mit-

⁶ *Schillebeeckx*, 1990, 251.

⁷ *De Locht*, 1988.

einander Glaubensgemeinschaft aufbauen wollen, werden darum eingeladen, Schrift und Tradition mit den heutigen Lebensumständen zu konfrontieren, mit dem Ziel, einen Auftrag zu entwerfen, dem man sich gemeinsam verpflichtet.

Das Ziel dieses Diskurses ist es, zu einer gemeinsamen Entschlüsselung von Leben und Welt zu kommen. Die gläubige Interpretation der Wirklichkeit steht nicht fest; sie wird durch die Gläubigen vollzogen, die dabei von der Offenbarung unterstützt werden⁸. Das ist auch nicht anders möglich, da die Identität des Gläubigen und der Gemeinde niemals in der Vergangenheit liegen kann. Sie liegt im Gegenteil in der Zukunft. Dort muss nach einer «Gemeinsamkeit im Bewusstsein» gesucht und der «Gemeinschaft der Befreiten» konkrete Gestalt gegeben werden⁹.

Obschon ein konkreter Diskurs in einem bestimmten Augenblick und in einem bestimmten örtlichen Kontext stattfindet, ist er doch Teil eines umfassenderen Diskursprozesses, der sich über die ganze christliche Überlieferung hin erstreckt. Er ist ein fortwährendes «reflexives Geschehen» (*Steinkamp*). Dieser niemals zu beendende und inhaltlich nicht zu begrenzende Diskurs ist das Grundmodell für die «Kommunikation des Evangeliums» (*Bäumler*), also für die Verkündigung. Denn im Grund geht es in diesem Gespräch um das gemeinsame Suchen nach dem Sinn des Lebens auf dem Hintergrund so vieler Erfahrungen von Unsinn. An diesem Diskurs, der auch ganz allgemein unter den Menschen stattfindet, und von dem wir Äusserungen in Kultur und Gesellschaft finden, muss die Kirche teilnehmen. In diesem Sinn hat der Identitätsdiskurs einen universalen Horizont.

In diesem Rahmen wird deutlich, dass der Identitätsdiskurs an das Bewusstsein der Berufung des individuellen Gläubigen appelliert und dieses Bewusstsein noch verstärkt. Im Diskurs sind die Gläubigen wesentlich auf der Suche nach Spuren von Gottes befreiendem Handeln in der Welt und werden daraufhin angesprochen, mit Raum zu schaffen für die wirksame Anwesenheit Gottes und sich dafür auch zur Verfügung zu stellen.

Der Identitätsdiskurs ist Sache jedes Gläubigen, denn alle sind als Subjekte essentiell für das Ganze. Alle tragen zur Entwicklung des Ganzen bei.

Förderung von Offenheit, Partizipation, Solidarität und das, soweit möglich, Ausschliessen von Dominanz sind zentrale Bedingungen für

⁸ *Luther*, 1992, 180.

⁹ Vgl. *Hendriks*, 1995, 159.

den Identitätsdiskurs. Das bedeutet, dass der Identitätsdiskurs die Möglichkeit für den typischen Umgang mit Menschen im speziellen und mit der Schöpfung im allgemeinen schaffen muss, zu dem den Christen in der Kenosis Jesu die Möglichkeit eröffnet worden ist. Die Gemeinde steht in historischer Kontinuität mit diesem befreienden Auftreten von Jesus selbst. In Verkündigung und Liturgie wird es lebendig erhalten und von neuem belebt, der Identitätsdiskurs lässt die Hülle aufbrechen und aktualisiert das Heilshandeln im konkreten Kontext der heutigen Zeit. Dass es hierbei um alles andere als um eine konfliktfreie Materie geht, dürfte klar sein. Es kann auch nicht das Ziel des Identitätsdiskurses sein, den vorhandenen Pluralismus auszutreiben. Er wird im Gegenteil eher die vorhandene Verschiedenheit schüren. Im Diskurs strebt man nicht nach einem Konsens, sondern nach «Verständigung».

Mit dieser «Verständigung» oder der «Gemeinsamkeit im Bewusstsein» ist am allerwenigsten eine künstlich kreierte, sinnlose Einigkeit gemeint. Es geht im Gegenteil um das Suchen nach einer realistischen Zusammengehörigkeit, in der man im Dienste des Aufbaus der Gesellschaft und der Glaubengemeinschaft verantwortlich zu handeln versucht. Dass dabei Konflikte eine konstruktive Rolle spielen können, spricht für sich selbst.

Der Diskurs ist eine fundamentale Aufgabe für jede Glaubengemeinschaft, die ihre Identität nicht zu «was wir nun einmal gewohnt sind» aushöhlen lassen will. Tatsächlich läuft es darauf hinaus, dass der Identitätsdiskurs eine Bedingung ist, ohne die sich eine Glaubengemeinschaft nicht weiter entwickelt, ausser in Richtung einer rückläufigen Evolution des sich immer narzistischer in sich selbst Abschliessens. Dann aber verliert sie ihre Konziliarität.

1.3 Der Identitätsdiskurs und die Vermittlung des christlichen Glaubens

Die Frage der praktischen Theologie ist die nach der Vermittlung des christlichen Glaubens in der Praxis der modernen Gesellschaft. Diese Vermittlung hängt mit dem Kern der christlichen Glaubensüberzeugung zusammen, die in der Inkarnation ausgedrückt wird: Gott kommt zum Menschen in seine Welt. Die tatsächliche göttliche Anwesenheit ist nur über die Vermittlung menschlichen Handelns zu erfahren. Das heisst, dass die Fortdauer des christlichen Glaubens im Leben von Menschen und innerhalb der Kirchen von einem Prozess des «Überlieferns» abhän-

gig ist. Wir sprechen dann von Formen kommunikativen Handelns, d. h. von Kommunikationsprozessen¹⁰.

Der Identitätsdiskurs ist eine Form kommunikativen Handelns, in der die Gläubigen den hermeneutischen Prozess hin zur aktuellen Bedeutung der Heilsgeschichte durchlaufen. Die Tiefendimension, die man in den menschlichen Erfahrungen vermutet, soll erklärt und beim Namen genannt werden. So legen Gläubige Zeugnis ab von «der Hoffnung, die in ihnen lebt» (1 Petrus 3,15). In diesem Sinn bildet der Identitätsdiskurs die nötige Basis sowohl für die kirchliche Verkündigung als für die gottesdienstliche Feier und die Diakonie¹¹.

Es sollte deutlich sein, dass der Identitätsdiskurs einen entscheidenden Platz beim Aufbau der Glaubensgemeinschaft einnimmt¹². Da «Identität» ein praktischer Begriff ist, ist dieser Prozess stets auf dasjenige gerichtet, was die Gemeinde tun muss¹³. In diesem Sinn ist er zugleich auf die Formulierung dessen gerichtet, was als Sendung der Gemeinschaft in ihrer Umgebung gesehen wird. In der Praxis wird die Identität der Gemeinde ihren Ausdruck finden.

Zusammenfassend können wir davon ausgehen, dass wir im Rahmen unseres Experimentes in den vier Kirchgemeinden versucht haben, die Konziliarität der Kirche in einem Identitätsdiskurs zu operationalisieren. In diesem Versuch soll eine gemeinsame Blick- und Denkrichtung entwickelt werden, deren Resultat ein gemeinsam getragenes Engagement ist, in dem die Identität der Gemeinde ihren Ausdruck findet. Der Identitätsdiskurs der Gemeinde ist gleichzeitig die konkrete Form, in der die Kirchgemeinde am universalen Diskursprozess, in dem der aktuelle Stand der Dinge im Bezug auf Mensch und Welt auf dem Hintergrund des Reiches Gottes erwogen und gewogen wird, partizipiert (oder darin mit einbezogen ist)¹⁴. Durch den Diskurs und das Engagement, das daraus hervorgeht, arbeitet die Gemeinde an der Vermittlung des christlichen Glaubens in unserer Gesellschaft mit und führt so ihren Verkündigungsauftrag aus.

Der Identitätsdiskurs darf also nicht in erster Linie als therapeutische Antwort auf Probleme gesehen werden. Vielmehr ist das Fehlen eines Identitätsdiskurses selbst das grosse Problem, und dieses manifestiert sich in Identitätsarmut. Der Identitätsdiskurs ist am allerwenigsten ein

¹⁰ Heitink, 1993, 18–20.

¹¹ Kuhnke, 1992, 324–325.

¹² Steinkamp, 1985, 203–204.

¹³ Vercammen, 1997, 27 f.

¹⁴ Vgl. Vercammen, 1996, 203.

organisatorisch-technisches Wundermittel, mit dem durch die Errichtung neuer Strukturen, Organe und/oder Verfahren die Vitalität einer Glaubensgemeinschaft angekurbelt werden könnte¹⁵. Diese Feststellung bedeutet jedoch auch wieder nicht, dass die zielgerichtete Ausführung des Diskurses keine greifbaren Wirkungen in einer Glaubensgemeinschaft haben könnte. Die Literatur ist in dieser Hinsicht sehr hoffnungsvoll und vielversprechend. Mit dieser Hoffnung ausgerüstet, haben wir eine konkrete Methode für den Identitätsdiskurs in altkatholischen Gemeinden ausgearbeitet: den «parochialen Identitätsdiskurs». Im folgenden Abschnitt stellen wir die Methode in groben Zügen vor.

2. Der «parochiale Identitätsdiskurs»

Der Identitätsdiskurs wird von der Autonomie von Gemeindegliedern und Gemeinden stimuliert. Je autonomer man sich äussern kann, desto «rationaler» wird der Diskurs sein, das heisst: nicht geprägt von sekundären Elementen, die die Freiheit der Gemeindeglieder im Diskurs begrenzen. Es geht darum, dass die Menschen sich selbst, individuell oder im Gruppenverband, ständig an die konkrete Kommunikation miteinander, aber auch mit Schrift, Tradition und Modernität heranwagen.

Merkmale unseres Modells sind unter anderen die folgenden:

(a) Prinzipiell werden alle Gemeindeglieder eingeladen, am Diskurs teilzunehmen. Alle werden dazu eingeladen im Hinblick auf den Entwurf eines gemeinsamen Engagements sowohl über die Tradition als auch über die heutige Umwelt mitzudenken.

(b) Gleichzeitig wird man lernen, mit den persönlichen Bedürfnissen kritisch umzugehen. Die Bedürfnisse allein sind als Basis einer gemeinsamen Identität zu beschränkt.

(c) Während des Diskurses ist die «Glaubenskommunikation» wichtig. Sie ist konstitutiv für die Gemeinschaft und eine Quelle lebendiger pastoraler Spiritualität.

(d) Die Qualität des Diskurses ist abhängig von der Autonomie der Teilnehmer. Damit ist sowohl das Nichtvorhandensein von äusserem Druck als auch innere Unabhängigkeit gemeint. Der Diskurs soll von der Orientierung an den Idealen, nicht an Bedürfnissen oder an Verpflichtungen dem System gegenüber bestimmt werden. Beim Identitätsdiskurs wird den Gemeindegliedern die Gelegenheit geboten, die in der Ge-

¹⁵ Vgl. *Steinkamp*, 1985, 198–200.

meinde vorhandene Pluralität zu explizieren und zu analysieren. Danach denken die Teilnehmer miteinander über die Einschränkung ihrer Möglichkeiten nach, um – mit den objektiven Grenzen rechnend – für ihre Pfarrei einen ganz konkreten Weg im gesellschaftlichen Kontext auszuwählen.

*Das Modell des parochialen Diskurses besteht aus drei Phasen
(siehe schematische Übersicht)*

2.1 Die Phase der Untersuchung der Gemeinderealität

Die erste Phase besteht in der Untersuchung der Gemeinderealität. Über ein Self-Survey und die Besprechung der Resultate mit so vielen Gemeindegliedern als möglich kommt man in dieser Phase zu einer Diagnose der Situation. Beim Survey werden auf systematische Weise wichtige Daten für ein realistisches Bild der Pfarrei gesammelt. Das dazu nötige Instrumentarium wurde von uns entwickelt.

A. Ein historischer Überblick. Weil die aktuelle Situation der Pfarrei auch das Resultat der jüngsten Vergangenheit ist, wird zuerst anhand relevanter Dokumente eine Skizze des Pfarreilebens während der letzten zwanzig Jahre erstellt.

B. Der zweite Schritt der Survey-Untersuchung besteht in der Zusammenstellung eines generellen Datenüberblicks, der unter anderem Geschlecht, Alter, Anschrift, Familienstand, Beruf, Ausbildung, Taufe und Firmung von Gemeindegliedern umfasst. Auch von ihrem kirchlichen Hintergrund und ihrer heutigen Partizipation am kirchlichen Leben wird ein Bild gemacht. Bestimmte Aspekte des Gemeindelebens wie das Liturgieangebot, das Angebot von nicht-liturgischen Aktivitäten, das Vorhandensein von Arbeitsgruppen und Vereinen, der finanzielle Zustand und die Gebäudeverwaltung werden in Zahlen ausgedrückt.

C. Als Drittes versucht man, den gesellschaftlichen Kontext der Pfarrei zu skizzieren. Aber nicht nur dieser ist interessant; auch die Partizipation an der örtlichen Ökumene und die Beziehung zum grösseren Verband der niederländischen altkatholischen Kirche wird in die Untersuchung mit einbezogen.

D. Nach diesen drei Schritten wird eine Bestandesaufnahme der gesammelten Daten gemacht und ein vorläufiges Bild der Pfarrei zusammengestellt. Dieses Bild wird anhand von sechs Fragen, die aufgrund der praktisch-theologischen und ekklesiologischen Theorie ausgewählt wur-

den, skizziert¹⁶. Es sind dies folgende Fragen: (1) Wie «glaubt» die Gemeinde? (2) Wie wird an der Gemeindebildung gearbeitet? (3) Wie ist die Gemeinde organisiert? (4) Wie ist die Gemeinde auf die örtliche Gesellschaft bezogen? (5) Wie ist die Gemeinde auf andere christliche Gemeinden am Ort bezogen? (6) Wie ist die Gemeinde auf die niederländische altkatholische Kirche insgesamt bezogen?

Dem Bild der Gemeinde, das man auf diese Weise zusammengestellt hat, kann noch mehr Profil verliehen werden. Dazu werden mit einigen Gemeindegliedern, die von der Arbeitsgruppe aufgrund ihrer heutigen und/oder vergangenen spezifischen Beziehung zur Gemeinde ausgewählt worden sind, Gespräche geführt.

E. Damit ist die Sammlung der Daten beendet, und es wird zur Reflexion übergegangen. Die Arbeitsgruppe wird nun versuchen, eine Diagnose zu stellen. Dazu hat sie ein «Interpretationsmodell» zur Verfügung. Im grossen und ganzen werden drei Ziele verfolgt: (1) das Benennen von Problemen und Möglichkeiten; (2) das Benennen von möglichen Ursachen der Probleme; (3) das Abschätzen realistischer Perspektiven für die weitere Gemeindebildung.

Auf diese Weise kommt die Arbeitsgruppe zu einer Liste von Themen für jede Frage des «ekklesiologischen Schemas». Aus dieser Liste wählt sie jene Themen aus, die sie als prioritär einschätzt. Diese nennen wir die «grössten Herausforderungen» der Gemeinde. Zu jeder dieser Herausforderungen werden alle wichtigen Fakten zusammengestellt. Im sozialpädagogischen Jargon wird dabei von «Kodifikation» gesprochen: das heisst, dass diese Darstellung die Problematik im Geist der Teilnehmer auf eine Weise lebendig werden lässt, dass sich jeder im Gespräch persönlich und emotional engagiert.

Die Themen, die Herausforderungen und deren Darstellung werden in einer Broschüre zusammengestellt, die wir dann «Gemeindebroschüre» nennen. Sie wird zusammen mit der Einladung zu einem Gespräch darüber an alle Gemeindeglieder geschickt.

F. Ziel dieses Gesprächs ist es, die vorläufige Diagnose, die die Arbeitsgruppe erstellt hat, kritisch zu untersuchen. Die Gespräche werden in kleinen Gruppen geführt, was den Vorteil hat, dass sie in der Nähe des Wohnortes der Teilnehmerinnen und Teilnehmer organisiert werden können.

Ausgangspunkt dieser Gespräche sind die Darstellungen der «grössten Herausforderungen» (die Kodifikationen). Anhand der Protokolle

¹⁶ Vgl. Rüegger, 1992.

dieser Gespräche wird die vorläufige Diagnose bearbeitet. Dieser Vorgang führt zu einer «gemeinsamen Diagnose».

2.2 Die Zweite Phase: die Gemeindeberatung

In der zweiten Phase werden die Gemeindeglieder weiter vorbereitet, um sie so in die Lage zu versetzen, die für die weitere Entwicklung der Gemeinde wichtigen Prioritäten festzustellen und zu setzen. In dieser Phase sind im grossen und ganzen zwei Ziele wichtig: Das Entwickeln eines etwa 6- bis 8-stündigen Ausbildungsprogramms und die Organisation eines Gesprächs zur Feststellung der Prioritäten.

A. Das Ausbildungsprogramm

Wir versuchen, den Arbeitsgruppen deutlich zu machen, dass es nötig ist, von der Situation der eigenen Gemeinde Abstand zu nehmen, um offen und ohne Bedingungen über eine Anzahl möglicher Perspektiven reflektieren zu können. Es ist nicht unmöglich, dass durch die Distanznahme neue Perspektiven entstehen. Das Ausbildungsangebot wird auf der Grundlage der «gemeinsamen Diagnose» zusammengestellt. Den Ausbildungsbedürfnissen der Gemeinde folgend kann man aus einem Gesamtangebot, das von der Projektleitung entwickelt wurde, das konkrete Programm auswählen. Aus dem Gesamtangebot sollte man stets etwas aus den folgenden drei Bereichen programmieren: altkatholische Tradition, Spiritualität und die Situation von Glaube und Kirche in der aktuellen Gesellschaft.

Ein spezifisches Bildungsangebot für Kinder und Jugendliche sollte ebenfalls organisiert werden. Dafür sowie auch für liturgische Momente, die eventuell im Rahmen des Gemeindegesprächs stattfinden könnten, wird im Gesamtangebot inhaltliches Material geboten.

B. Danach werden die Gemeindeglieder zu einem letzten Treffen im Rahmen dieses Projektes eingeladen. Das Ziel dieses Treffens ist die Feststellung von Prioritäten, die für die Zukunft der Gemeinde richtungweisend sein sollen. Die Zusammenkunft beginnt mit einem Moment persönlicher Reflexion, während der sich die Teilnehmer ihrer persönlichen Meinung über die Kirche, den Glauben und die Gemeinde bewusst werden. Danach folgt das eigentliche Gespräch über die Prioritäten. Als Ausgangspunkt dient nun die gemeinsame Diagnose, die erneut kurz vorgestellt wird. Dann werden alle Vorschläge, über die man einen Konsens erreicht hat, inventarisiert und die konkreten Prioritäten ausge-

wählt. Systematisch werden die sechs Bereiche des ekklesiologischen Schemas besprochen. Dabei werden folgende Fragen gestellt: (1) Was kann geschehen, damit die Gemeinde «besser glaubt»? (2) Wie können wir die Gemeindebildung intensivieren? (3) Wie können wir die Beziehung der Gemeinde zur örtlichen Gesellschaft verstärken? (4) Wie können wir die Organisation unserer Gemeinde effizienter machen? (5) Wie können wir die Beziehung unserer Gemeinde zur örtlichen Ökumene verbessern? (6) Wie können wir die Beziehung unserer Gemeinde mit der niederländischen altkatholischen Kirche optimieren?

Auch diese Gespräche werden protokolliert.

Mit diesen Protokollen wird eine neue Broschüre zusammengestellt: die «Prioritätenbroschüre». Auch diese wird an alle Gemeindeglieder verschickt und zudem im Rahmen eines Sonntagsgottesdienstes feierlich dem Gemeindevorstand präsentiert und übergeben.

2.3 Die dritte Phase: das Zustandekommen eines Arbeitsplanes

Die dritte Phase ist dem Kirchenvorstand anvertraut, weil es zu seinen Aufgaben gehört, die ausgewählten Prioritäten in den konkreten Lebensbereich zu übertragen. Am Ende des Projektes wird dazu ein spezifisches Bildungstreffen für Kirchenvorstände organisiert. Dabei werden die verschiedenen Stufen der Entwicklung eines Arbeitsplanes besprochen: (1) die verwaltungsmässige Feststellung der Prioritäten; (2) die Auswahl von Prioritäten, die die heutige Arbeit erneuern; (3) die Auswahl von Prioritäten, die neue Arbeit fordern; (4) die Freisetzung von Energie und Zeit durch die Einschränkung von Routinearbeit; (5) die zielgerichtete Durchführung des Änderungsprozesses, der koordiniert und begleitet werden muss.

Übersicht: Das Modell des «parochialen Identitätsdiskurses»

Phase 1: die Untersuchung der Gemeinderealität

- A. Der Survey
- B. Die Gemeinde in Zahlen ausgedrückt
- C. Skizze des gesellschaftlichen Kontexts
- D. Das vorläufige Bild der Gemeinde anhand von 6 Fragen
 - 1. Wie «glaubt» die Gemeinde?
 - 2. Wie wird die Gemeinde aufgebaut?
 - 3. Wie ist die Gemeinde organisiert?

4. Wie ist die Gemeinde auf ihre örtliche Gesellschaft bezogen?
 5. Wie ist die Gemeinde auf die anderen christlichen Gemeinden am Ort bezogen?
 6. Wie ist die Gemeinde auf die niederländische altkatholische Kirche bezogen?
- E. Das Stellen der Diagnose
1. Das Benennen von Problemen und Möglichkeiten
 2. Das Benennen der möglichen Ursachen der Probleme
 3. Das Abschätzen von realistischen Perspektiven für die Gemeindebildung
- F. Die «gemeinsame» Diagnose

Phase 2: die Gemeindeberatung

- A. Das Ausbildungsprogramm
 die altkatholische Tradition
 die Spiritualität
 die Situation von Glaube und Kirche in der aktuellen Gesellschaft
- B. Die Feststellung von Prioritäten
1. Was kann geschehen, damit die Gemeinde «besser glauben» wird?
 2. Was kann geschehen, damit der Gemeindeaufbau intensiviert wird?
 3. Was kann geschehen, damit die Beziehung der Gemeinde zur örtlichen Gesellschaft verstärkt wird?
 4. Was kann geschehen, damit die Organisation der Gemeinde effizienter gemacht wird?
 5. Was kann geschehen, damit die Beziehung der Gemeinde zur örtlichen Ökumene verbessert wird?
 6. Was kann geschehen, damit die Beziehung der Gemeinde zur niederländischen altkatholischen Kirche optimiert wird?

Phase 3: der Arbeitsplan

1. Die verwaltungsmässige Feststellung der Prioritäten.
2. Die Auswahl von Prioritäten, die die heutige Arbeit erneuern.
3. Die Auswahl von Prioritäten, die neue Arbeit erfordern.
4. Neue Energie und freie Zeit entwickeln durch Einschränkung von Routinearbeit.
5. Die zielbezogene, koordinierte und begleitete Durchführung des Änderungsprozesses.

3. Einige Ergebnisse

3.1 Einleitende Bemerkungen

Zuerst eine Bemerkung zu den Arbeitsgruppen. Sie haben konzentriert an der Aufgabe, die sie sich gestellt haben, nämlich der Organisation des Identitätsdiskurses, gearbeitet. Unseren Beobachtungen zufolge wollen sie sich für eine vitale Gemeinde und die Zukunft der altkatholischen Kirche einsetzen. Manche wollen auch etwas über die Kirche dazulernen. Das konkrete Projekt des parochialen Identitätsdiskurses lässt hingegen Fragen aufkommen, die eine gewisse Zurückhaltung zur Folge haben. Obwohl das Problembewusstsein der Gruppenmitglieder im Laufe des Projektes wächst, bleibt es bei einer gewissen Reserve gegen das konkrete Instrumentarium, das als zu umfassend erlebt wird. Ausserdem haben die Gruppenmitglieder einen gewissen Widerstand gegen die Benennung von Problemen, und das analytische und systematische Unternehmen des Diskursprojektes wird als schwierig empfunden. Am liebsten würden sie sich für die konkrete Lösung der Probleme einsetzen, die eine direkte Bedeutung für das Gemeindeleben haben. Aber obwohl die Probleme beinahe immer eine direkte Bedeutung haben, sind die Lösungen nicht immer einfach zu finden.

Zum zweiten ist der Plan des parochialen Identitätsdiskurses für die Mitglieder der Arbeitsgruppen und für die teilnehmenden Gemeindeglieder völlig neu. Sie haben kaum Erfahrungen mit gleichartigen Projekten. Das konkrete Projekt muss denn auch bis ins kleinste Detail ausgearbeitet und von den Begleitern vorgeführt werden. Ausserdem wird von ihnen auch motivierende und spirituelle Unterstützung erwartet. Im übrigen sind die Gemeindeglieder vor allem inhaltlich, das heisst z. B. am Fortbildungsangebot über den Altkatholizismus selbst, interessiert.

Drittens kann bei allen vier Projektgemeinden festgestellt werden, dass sich wenige Gemeindeglieder am Identitätsdiskurs beteiligten. Dieses Ergebnis stellt ein zentrales Ziel des Identitätsdiskurses in Frage. Es erscheint dann riskant, der Identitätsarmut lediglich mit einem Diskurs, bei dem viel von der Teilnahmebereitschaft abhängt, zu Leibe rücken zu wollen. Die Ambitionen des parochialen Identitätsdiskurses müssen daher auch kritisch untersucht werden, denn scheinbar fühlt sich nur eine relativ kleine Gruppe von Gemeindegliedern angesprochen. Dieser kleinen Gruppe wird dann allerdings die Gelegenheit gegeben, darüber nachzudenken, was ihnen die Gemeinde in der Gegenwart bedeutet und was sie ihnen in Zukunft bedeuten könnte.

3.2 Einige inhaltliche Ergebnisse

3.2.1 Der Inhalt des Diskurses in «Grossstadt»

Die Gemeinde «Grossstadt» zählte zum Zeitpunkt der Untersuchung 214 Mitglieder, die auf 120 Adressen verteilt wohnten. Darunter sind viele junge und viele alte Menschen, jedoch verhältnismässig wenige mittleren Alters und wenige Kinder. Im Sonntagsgottesdienst sind etwa 40 Leute anzutreffen. 77 Gemeindeglieder tragen finanziell zu den Aufgaben der Kirche bei. Das Kirchengebäude liegt im Zentrum einer Grossstadt.

Die Mitglieder haben das Gefühl, voneinander isoliert zu sein. Dies ist eine Erfahrung, die nicht hauptsächlich geographisch, sondern psychologisch verstanden werden muss. Die Gemeinde ist eine sehr gemischte Gruppe, in der man sich fragt, was man füreinander und was man miteinander bedeuten kann.

Die Gemeindeliturgie wird von bestimmten Mitgliedern als welt- und lebensfremd erlebt. Dies gilt auch für das Altkatholischsein selbst, das kaum operationalisiert ist. Dies zeigt, dass die Intensivierung des Kontaktes mit der Gesamtkirche nötig ist. Die Pfarrei ist auch eine Insel in der grossen Stadt, in der sie situiert ist. Mit anderen Worten: Sie hat keinen Bezug zu Kultur und gesellschaftlichem Leben der Stadt. Es werden Probleme mit der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen signalisiert, und es besteht der Wunsch, dass von der Gemeinde eine grössere werbende Kraft ausgehen sollte.

Als Ursachen dieser Probleme sehen die Gemeindeglieder die beschränkten Möglichkeiten der Gruppe. Wir denken, dass es wichtig ist festzustellen, dass die Gemeinde sowohl auf der interaktiven als auch auf der referentiellen Ebene desintegriert. Dies bedeutet nicht, dass die Situation unumkehrbar ist, da man gleichzeitig feststellen kann, dass die Mitglieder sowohl mehr Kontakt miteinander und mit der Stadt als auch eine lebendigere und operationalisiertere «Glaubensahnung» wünschen.

Es fällt auf, dass die am Diskurs teilnehmenden Gemeindeglieder weder Lösungen zusammentragen noch Ansätze dazu explizieren. Es stellt sich die Frage, ob dazu zu wenig Kreativität vorhanden ist oder ob man nicht über mögliche Änderungen des Gemeindelebens nachdenken will. Oder ist die Gemeinde relationell zu desintegriert, so dass kaum noch ein gemeinsames Ziel zu formulieren ist? Dies sind wichtige Fragen, die das Diskursmaterial hervorruft.

3.2.2 Der Inhalt des Diskurses in «Regiogemeinde»

In «Regiogemeinde» gibt es eine kleine altkatholische Gemeinde. Sie entstand vor vierzig bis fünfzig Jahren. Die Gründer waren Altkatholiken, die nach dem Zweiten Weltkrieg in diese Region umgezogen waren. Vorher bestand in dieser Gegend keine altkatholische Gemeinde. Über die ganze Region zerstreut zählt die Gemeinde 62 Seelen, die sich auf 39 Adressen verteilen. Es gibt Mitglieder jeden Alters. Zum Gottesdienst, der zweimal im Monat in einer kleinen, gemieteten Klosterkapelle gehalten wird, finden sich etwa 15 Leute ein. Die Gemeindeglieder stellen fest, dass sie wenig Kontakt zueinander unterhalten. Die am Gemeindeleben aktiv beteiligte Gruppe ist im Vergleich mit der Zahl von Registrierten sehr beschränkt. Die Teilnehmer stellen fest, dass das Altkatholischsein ein relativ abstraktes Thema ist, das im täglichen Leben der Mitglieder keine grosse Rolle spielt. Die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen im Rahmen des gemeindlichen und kirchlichen Lebens ist auch in «Regiogemeinde» ein Problem.

Gesellschaftlich gesehen entsteht der Eindruck, dass die Pfarrei ganz isoliert ist.

Die Gemeindeglieder sind sich dieser Probleme bewusst. Zentral in ihrem Problemempfinden ist die Frage nach der praktischen Relevanz ihres Altkatholischseins. Man benötigt nicht so sehr eine Gemeinde als Geselligkeitsverein als vielmehr eine Kirchgemeinde, wo man Glaube und Spiritualität miteinander teilen kann. Darum soll bei der Gemeindebildung die Glaubenskommunikation zwischen den Gemeindegliedern zum zentralen Thema gemacht werden. Man will nur eine Gemeinde bilden, wenn sie diesem inhaltlichen Ziel dienen wird.

3.2.3 Der Inhalt des Diskurses in «Neustadt»

Die Gemeinde «Neustadt» ist eine traditionelle altkatholische Gemeinde, die bereits einige Jahrhunderte besteht. 180 registrierte Gemeindeglieder verteilen sich auf 100 Adressen. 50 bis 60 Gläubige versammeln sich am Sonntag in der Kirche. Das Kirchengebäude liegt im Zentrum einer Grossstadt.

Die Teilnehmer stellen fest, dass es an Einheit in der Gemeinde mangelt und dass die Kontakte untereinander intensiviert werden könnten. Es mangelt an der internen Kommunikation und an der gemeinsamen Beratung zwischen Kirchenvorstand und Pfarrer einerseits und innerhalb der Gemeinde andererseits. Auch in «Neustadt» weist man auf Pro-

bleme mit der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen hin. Des weiteren ist die Einführung neuer Mitglieder in die Gemeinde nicht ohne Schwierigkeiten. Es werden vermehrt Gespräche über Glaubenthemen und ein grösseres Ausbildungsangebot gewünscht. Die Gemeindeglieder weisen ebenfalls auf den mangelnden Bezug der Gemeinde nach aussen hin: Die altkatholische Gemeinde von Neustadt ist in der Stadt kaum bekannt. Die Gemeindeglieder sind nicht imstande, etwas an der Isolation zu ändern. Für die Gemeinde ist es schwierig, in der örtlichen Ökumene eine wichtige Rolle zu spielen, doch arbeitet sie in den letzten 25 Jahren auf eine interessante Weise mit einer römisch-katholischen Gemeinde zusammen, die das altkatholische Kirchengebäude gemietet hat. Es besteht auch der Eindruck, in der Gesamtkirche eine Ausnahme zu sein. Auch in diesem Kontext fühlt man sich isoliert.

Mögliche Lösungen für diese Probleme erwarten die Gemeindeglieder von den folgenden Massnahmen: ein besseres Bildungsangebot, eine intensivere Betreuung im Glauben und die Ermöglichung einer Glaubenskommunikation in der Gemeinde. Weiter wird auf die Kranken, die älteren Leute, die Jugendlichen und die neuen Gemeindeglieder hingewiesen, die alle vermehrte pastorale Aufmerksamkeit erwarten. Aus diesem Grund ist es notwendig, die pastorale Arbeit weniger pfarrerzentriert zu organisieren.

3.2.4 Der Inhalt des Diskurses in «Kleinstadt»

Die Gemeinde «Kleinstadt» ist eine traditionelle altkatholische Gemeinde. 122 Kirchenglieder verteilen sich auf 80 Adressen. Es gibt viele alte Leute. Das Kirchengebäude ist im Zentrum einer Provinzstadt situiert, und die Gemeinde wird von einer kleinen Gruppe sehr intensiv getragen. Sie kämpft mit ihrer beschränkten Grösse und ihrer Isolation. In den letzten dreissig Jahren wurde sie von einer kleinen städtischen Gemeinde zu einer Diasporagemeinde. Man fand wenig Wege, um an die Öffentlichkeit zu treten. Die Teilnahme an der örtlichen Ökumene ist beschränkt. Es gibt wenig diakonales Engagement.

Die Teilnehmer stellen fest, dass die Glaubensweise der Gemeinde wenig alltagsbezogen ist. Auch der Bezug zu den Geschehnissen in der Gesamtkirche ist im grossen und ganzen klein. Die wichtigste Aufgabe sehen die Teilnehmer darin, mehr Mitglieder für die Gemeinde zu interessieren und zu aktivieren. In bezug auf die Diasporasituation ist es wichtig, kleine Gruppen zu formieren, wobei auch die registrierten, aber nicht aktiven Gemeindeglieder angesprochen werden. Was die inhaltliche

Ebene betrifft, äussern die Teilnehmer ein grosses Bedürfnis nach Glaubensimpulsen, wobei der Glaube lebensbezogener sein sollte. Dies gelte sowohl für die Liturgie als auch für das Bildungsangebot.

4. Einige Punkte kritischer Auswertung

Das Ziel des Identitätsdiskurses ist es also, zu einer gemeinsamen Entzifferung der Realität mit Blick auf den Entwurf eines gemeinsamen Auftrages zu gelangen. Auf dem Hintergrund dieser Zielsetzung evaluieren wir in den folgenden Zeilen unsere Beobachtungen in den Gemeinden. Im Bezug auf Gemeinsamkeit erzielen die Gemeinden, die am Projekt mitgearbeitet haben, gute Resultate. Der Aufbau einer festen Gemeinschaft scheint einer begrenzten Gruppe von Gemeindegliedern in der Regel einigermaßen zu glücken. Das gegenseitige Pastorat wird im übrigen als grosser Wert angesehen, der auch gepflegt wird. Auch in den Gesprächen, die anlässlich des konkreten Identitätsdiskurses geführt wurden, können wir eine grosse Symmetrie zwischen den Gemeindegliedern feststellen. Ebenso stellen wir fest, dass im Verlauf des Projektes das Problembewusstsein durch den zielgerichteten Blick, den man sich zu eigen gemacht hat, wächst.

Gleichzeitig nehmen wir auch eine Reihe von Phänomenen wahr, die wir als Aspekte einer Identitätsarmut deuten können¹⁷.

4.1 In jeder Gemeinde gibt es eine «Partizipationsproblematik». Diese ist ein Symptom einer sich verwischenden Identität. In diesem Rahmen kann festgestellt werden, dass die Kommunikation in der Gemeinde schwierig und die Zahl von auf das Gemeindeleben bezogenen Mitgliedern relativ klein ist. Auf der inhaltsbezogenen (referentiellen) Ebene stellen wir einen von der Lebenswelt isolierten Glauben fest. Altkatholischsein bleibt Theorie. Dazu kommt die Problematik der schlechten Sozialisation von Kindern und Jugendlichen. Die Gemeindeglieder haben oft das Gefühl, mit der Frage nach der Bedeutung von Altkatholischsein (falls man sich diese Frage stellte) isoliert zu sein. Die Folge ist eine subjektivistische Identitätsgestalt, bei der jedes Gemeindeglied selbst bestimmen muss, was altkatholische Identität ist.

4.2 Wir beobachten eine «Diffusion des Werksinns». Im Rahmen des Projektes erfahren wir einen relativen Widerstand gegen unsere Vor-

¹⁷ Zur allgemeineren Beschreibung einzelner Symptome von Identitätsarmut siehe *Vercammen*, 1993.

schläge, der eine Folge der Art des Projektes selbst ist. Die Gründe dafür können nicht mangelnde Zeit und Energie oder fehlende Geldmittel sein, da z. B. einige wichtige Renovationsprojekte in den Gemeinden das Gegenteil zeigen. Natürlich sind Zeit, Energie und Geld begrenzt, aber es ist wichtig zu sehen, dass diese nicht prioritär in die Gemeindebildung investiert werden. Gerade dagegen richtet sich der Widerstand vermehrt: Vom Anfang des Projektes an hatten einige Kirchenvorstände verschiedene Bedenken gegen bestimmte Aspekte, und im Verlauf des Prozesses traten verschiedene Zwischenfälle in den Arbeitsgruppen auf, die in dieselbe Richtung wiesen. Dieser Widerstand ist typisch für einen Zustand von Perspektivlosigkeit: Man sieht nicht, bzw. kann nicht sehen, was die wichtige Aufgabe der Gemeinde in der Zukunft ist.

4.3 Wir beobachten einen Zustand von «Diffusion der Zeitperspektive». Es wird von grosser Zeitnot, verbunden mit dem Gefühl, dass die Zeit dränge, dies oder jenes Wichtige zu tun, gesprochen. Gleichzeitig werden keine Anstalten dazu gemacht, etwas davon zu realisieren. Dagegen beanspruchen Punkte der Tagesordnung, die relativ harmlos aussehen, viel Zeit.

4.4 In drei der vier Gemeinden ist ein negatives Identitätserleben spürbar. Die negative Identität äussert sich im Gefühl, nicht wie die anderen Gemeinden zu sein. Man fühlt sich hinsichtlich der Niederländischen Kirche als Ganzer als Ausnahme und sieht die Kirchgemeinde als eine Insel in der Stadt, die am konkreten gesellschaftlichen Geschehen keinen Anteil zu haben scheint. Dieses Phänomen löst ebenfalls das Gefühl aus, eine Ausnahme zu sein, und verstärkt die negative Identität. Es wird oft ausschliesslich im negativen Sinn über die eigene Gemeinde und über die altkatholische Kirche gesprochen. Obwohl die Gemeindeglieder auch positive Ideen über ihre Kirche haben, werden diese kaum oder nicht in eine Spiritualität für den Alltag umgesetzt.

4.5 Die Folge ist eine «gespaltene Identitätskonzeption», bei der die Frage nach unserer Aufgabe («Was haben wir zu tun?») völlig von der Frage nach der theoretischen Identität («Wer sind wir?») getrennt wird. Wer aber nicht auf die konkrete Umwelt bezogen ist, kann nie entdecken, was in diesem Rahmen seine konkrete Aufgabe sein könnte.

4.6 Die Gemeinden sind nicht imstande, sich nach aussen zu präsentieren. Es besteht ein grosser Mangel an ökumenischen Kontakten und an sozialem und diakonalem Engagement. Die vier Gemeinden sind alle auf ihre eigene Weise Inseln in der örtlichen Gesellschaft. Der Mangel an gesellschaftlichen Beziehungen ist gross. Das kann nicht ohne negative

Folgen für die eigene Identität bleiben, weil solche Beziehungen dafür wesentlich sind.

4.7 Im Hinblick auf die Ausgangssituation des konkreten Identitätsdiskurses haben wir es mit zwei Arten von Gemeinden zu tun. Gegenüber «Grossstadt» und «Kleinstadt», die von Fatalismus und Skeptizismus geprägt sind, stehen «Regiogemeinde» und «Neustadt», in denen es eine Art Problembewusstsein gibt. Diese Realität bestimmt auf deutliche Weise den lokalen Prozessverlauf. Die Gemeinden «Grossstadt» und «Kleinstadt» werden von einer defensiven Einstellung im Griff gehalten, die auf der Furcht basiert, alles zu verlieren, was man meint heute noch «zu haben». Diese Haltung versperrt die gewünschte Kommunikation, die nötig ist, um gemeinsam neue Ziele zu entwickeln und/oder festzustellen. Die Resultate des Diskurses überschreiten kaum das Niveau der aktuellen und relativ allgemeinen kirchlich-religiösen Bedürfnisse. In «Regiogemeinde» und «Neustadt» kommt man wohl dazu, bestimmte Gemeindeproblematiken zu benennen. In beiden Gemeinden findet man dieselben Prioritäten für die Zukunft: die Ermöglichung einer vermehrten Glaubenskommunikation zwischen den Gemeindegliedern. In «Regiogemeinde» wird dieses konkrete Ziel auch in praktische Schritte umgesetzt, die geeignet sind, auf längere Zeit eine gemeinsame Identitätsentwicklung zu ermöglichen.

Im allgemeinen stellen wir fest, dass aus dem Diskurs wenig innovative Ideen und wenige Bausteine für eine konkrete, aktuelle Identität hervorgehen. Vermutlich ist das interaktive Geflecht der Gemeinde zu schwach, um zu einem gemeinsamen Standpunkt in bezug auf bestimmte Ziele und Werte zu finden. Darum ist die Priorität, die man in «Neustadt» und «Regiogemeinde» der Verbesserung der internen Kommunikation geben will, vielleicht ein konstruktiver Schritt auf dem Gebiet der Rahmenbedingungen für den Weg zu einer erneuerten gemeinsamen Identität.

4.8 Wir wollten mit einem Identitätsdiskurs die Situation von Identitätsarmut aufbrechen. Der konkrete Prozess in den vier Gemeinden zeigt uns jedoch, dass dies sehr schwierig ist, weil zwei Phänomene zur Identitätsarmut gehören, die dem Diskurs entgegenwirken. Wir haben sie bereits früher erwähnt: das beschädigte interaktive Netz und das Problem der «gespaltenen Identitätskonzeption». Dies hat zur Folge, dass die Identitätsarmut in den vier Gemeinden kaum gemeinsam thematisiert wird, und dass ein grosser Widerstand dagegen besteht. Im übrigen hat die Identität bei der Gemeindebildung in der jüngeren Vergangenheit keine oder kaum eine Rolle gespielt. Aus diesem Grund sind wir der

Meinung, dass die Frage nach der Identität schon am Anfang des Diskurses thematisiert werden muss. Ausserdem muss dem Instrumentarium, mit dem die gesammelten Ergebnisse analysiert werden, ein theoretischer Rahmen beigelegt werden. Auf diese Weise wird es den Gemeinden möglich, die eigene Situation in der Perspektive der Identitätsproblematik auszuwerten.

4.9 Identitätsarmut ist als zerstörte Kommunikation zwischen Gemeinde, Gemeindegliedern, Tradition und aktueller Umwelt zu verstehen. In der Gemeinde ist besonders die Kommunikation mit der aktuellen Umwelt problematisch. Dies ist nicht nur im agogischen Sinn, sondern auch in theologischer Hinsicht fragwürdig, weil auf diese Weise die Verkündigung als fundamentale Dimension des Gemeindelebens in Gefahr gerät. Eine Gemeinde, die nicht auf ihre Umwelt bezogen ist, muss sich die Frage nach ihrer «Handlungsfähigkeit» und von daher nach ihrer Verkündigungsfähigkeit stellen. Die Alternative dazu ist ein nur theoretischer Glaube.

5. Zwei entscheidende Probleme

Die Feststellungen verbergen zwei Probleme, die im Rahmen der Identitätsproblematik von zentraler Bedeutung sind: die soziale Desintegration, der die Gemeinden anheimfallen, und die gespaltene Identitätskonzeption.

Die soziale Desintegration tritt einerseits in der mangelhaften Beteiligung der Gemeindeglieder am organisierten Identitätsdiskurs und andererseits in der ansehnlichen Zahl der am Rande stehenden Gemeindeglieder in den vier Gemeinden zutage. Ein ziemlich ernsthaftes Sozialisationsproblem, das darin besteht, dass Kinder und Jugendliche keinen Anschluss an das kirchliche Leben finden, und eine wenig systematische Weise, mit der die Situation der stark gewachsenen Diaspora angegangen wird, sind vielleicht zwei der Ursachen für die Desintegration, wenn auch nicht die einzigen. Das Problem der gespaltenen Identitätskonzeption, das wir ebenfalls bereits angesprochen haben, kann noch weiter ausgeführt werden. Einerseits scheinen sich nämlich die am Diskurs teilnehmenden Gemeindeglieder sehr wohl etwas unter ihrer altkatholischen Identität vorstellen zu können. Danach gefragt, geben sie folgende Merkmale ihrer Kirche an: Gedankenfreiheit, Toleranz, Raum für die individuelle Verantwortung der Gläubigen, Kleinheit und ausgesprochenen Gemeinschaftssinn, demokratische Struktur, liturgisches Charisma

und den Brücken-Charakter der Kirche. Andererseits führen diese Identitätsfragmente zum Teil, und manchmal zum grössten Teil, ein rein theoretisches Dasein. Mit anderen Worten: Sie leben wohl in den Köpfen derjenigen, die sie vorbringen, aber sie werden nicht immer und nicht alle im Leben und Handeln der Gemeinde realisiert. Wir sprechen von einer gespaltenen Identitätskonzeption, weil die Verbindung zum konkreten Handeln nach der Operationalisierung problematisch ist. Es ist dann auch eine berechtigte Frage, ob wir es nicht mit einer Verpackung ohne oder mit eher wenig Inhalt zu tun haben. Es kann nämlich sein, dass die Identitätsfragmente ihren Handlungsgehalt verloren haben, da ihre Relevanz im heutigen Lebenskontext abgenommen hat und/oder ihre klassische Operationalisierung die Menschen nicht mehr länger anspricht. Ausserdem greifen das Partizipationsproblem und dasjenige der gespaltenen Identitätskonzeption auch noch ineinander, denn wo der inhaltliche Appell aus der Gemeinde fehlt, verliert diese natürlich auch an Attraktivität.

Diese Probleme haben uns beim Organisieren des Identitätsdiskurses in den Gemeinden einen Streich gespielt. Aus dem Experiment haben wir gelernt, dass einem eigentlichen Identitätsdiskurs ein «therapeutisches Moment», bei dem sowohl an der Partizipationsproblematik als auch am Problem der gespaltenen Identitätskonzeption gearbeitet wird, vorangehen muss¹⁸. Dabei müssen beide Bereiche gemeinsam angepackt werden, denn die Partizipation am Gemeindeleben kann nur dadurch wieder auf einen angemessenen Stand gebracht werden, dass die Gründe für die Existenz der Gemeinde enger mit den Erwartungen der Gemeindeglieder verknüpft werden. Bestimmte Teilnehmer am Experiment wollen denn auch ausdrücklich, dass die Gemeinde sich in Zukunft vermehrt mit den Fragen der modernen Menschen beschäftigt. Mit anderen Worten: Die Identitätsarmut, die wir als mangelhafte Beziehung zum gesellschaftlichen Kontext beschreiben können, äussert sich auch in der Kluft zwischen dem, was in der Gemeinde erlebt wird, und dem, was das individuelle und das Familienleben bestimmt. Wir interpretieren diesen Abstand als Grund für das grosse inhaltliche Interesse der Teilnehmer, die das Aufzeigen eines Weges erwarten, wie diese Kluft überbrückt werden kann. Nur wenn diese Brücke gebaut wird, wird die Gemeinde mehr Mitglieder für ein Projekt interessieren können, da diese sich dann darin wiedererkennen werden.

¹⁸ Vgl. *Habermas*, 1976.

Um den heilsamen Prozess des Identitätsdiskurses in Gang zu bringen, muss (von neuem) deutlich gemacht werden, dass das Altkatholischsein und die konkrete altkatholische Gemeinde eine praktische Relevanz für die betreffenden Gemeindeglieder haben kann.

Das kann z.B. durch einen bewussteren Umgang mit den vorhandenen Identitätsfragmenten, die kritisch auf ihre mögliche Bedeutung und ihre mögliche Operationalisierung hin untersucht werden müssen, geschehen. Damit ist die Art therapeutischer Vermittlung angedeutet, die wir im Auge haben. Wir geben dafür zwei Beispiele. Das liturgische Charisma unserer Kirche kann mehr bedeuten als das sich (im übrigen zu Recht) Verlegen auf eine bestimmte kirchliche Liturgie. Es kann der Anlass sein, um zu einer echten liturgischen Spiritualität vorzustossen, die für ein kreatives Erleben des Glaubens in Zeichen und Symbolen steht. Für diese Körperlichkeit im Glaubenserleben sind heutige Menschen sehr empfänglich.

Im selben Sinn können Toleranz und Gedankenfreiheit, die wir im Schoss unserer Kirche kultivieren, weiter zu Tugenden ausgearbeitet werden, ohne die keine Gesellschaft möglich ist. Es ist der Mühe wert, das schwierige Gespräch über die gesellschaftliche Umsetzung dieser Ausgangspunkte anzugehen als Beitrag zur Humanisierung unserer europäischen Gesellschaft, die mit den Eigenheiten von so vielen Kulturen und Nationalitäten ringt. Wir denken nämlich, dass es wichtig ist, uns auf die Entwicklung einer Theologie des Dialogs und der Partnerschaft zu verlegen.

Bei diesen «therapeutischen Vermittlungen» geht es also darum, deutlich zu machen, wie die Kirche in die heutige kulturelle Situation und die konkrete Lebenssituation der Menschen miteinbezogen sein kann. Von der altkatholischen Bewegung können wir uns in dieser Hinsicht inspirieren lassen. In der Welt des neunzehnten Jahrhunderts war die altkatholische Bewegung auf den Spuren der Aufklärung vom menschlichen Können beeindruckt worden. Darum suchten die Altkatholiken nach einer Glaubensgestaltung, die der Autonomie von Mensch und Welt, wie sie unter anderem in den wissenschaftlichen Entwicklungen zutage trat, vollständig gerecht würde¹⁹. Als Gläubige wollten sie mit den Entwicklungen in Dialog treten, und die Früchte davon durften sie als Emanationen des Geistes Gottes erfahren. Sie erlebten ihr Kirchesein als ein Engagement für die Versöhnung und suchten aktiv nach Chancen, diese hinauszutragen. In der gläubigen Zuwendung und Annahme der gesell-

¹⁹ Vgl. Visser, 1989.

schaftlichen und kulturellen Entwicklungen haben sie ein eigenes Stück christlicher Tradition geschrieben. Im Dialog miteinander haben sie gemeinsam eine Partnerschaft zwischen der westlichen Kultur und ihrer Kirche entwickelt. Waren ihre Vision und ihre Möglichkeiten auch beschränkt und deshalb notwendigerweise fragmentarisch, tat dies doch ihrer Absicht, der Konziliarität der Kirche Gestalt zu geben, keinen Abbruch.

Es ist klar, dass sich unsere Gesellschaft in den letzten hundert Jahren eingehend verändert hat. Neben der Bewunderung für die menschliche Autonomie erfüllt uns nun ebenso die Angst vor deren möglichen schlimmen Auswirkungen. Die Art, wie wir z. B. mit dieser Angst gläubig umgehen müssen, können wir nicht aus den Entscheidungen ableiten, die die Altkatholiken des letzten Jahrhunderts trafen. Aber ihre Intention kann uns sehr wohl bleibend inspirieren. Es scheint mir, dass es für altkatholische Theologen im allgemeinen und praktische Theologen im besonderen hinsichtlich der «therapeutischen Kritik» (*Habermas*) noch viel zu tun gibt. Dabei soll nicht gesagt werden, dass alles von den Theologen kommen muss, im Gegenteil, aber es scheint, dass sie den Weg zum breiten Identitätsdiskurs, der in der Kirche geführt werden muss, zu einem grossen Teil frei und begehbar machen könnten. Selbstverständlich kann ihre Reflexion jedoch niemals den eigentlichen Identitätsdiskurs ersetzen.

6. Eine kritische Frage hinsichtlich des Gemeindeaufbaus

Beim Aufbau der Kirche muss es um folgendes gehen: um die Verkündigung des Evangeliums. Die Kirche darf die Aufmerksamkeit nicht zu sehr auf sich selbst ziehen. Es geht zuallererst um das Licht, dann erst um den Leuchter²⁰. Diese Tatsache macht uns beim Interpretieren der im Zusammenhang mit dem parochialen Identitätsdiskurs beobachteten Probleme vorsichtiger. Vielleicht sind die Menschen auch nicht länger daran interessiert, an einem kirchlichen Diskurs teilzunehmen. In einer Kultur, wo dauernd mehr Nachdruck auf das Individuum gelegt wird, wächst auch das Bewusstsein der Relativität von allerhand Traditionen und Konfessionen, schreibt *Visser*²¹. Wir bezweifeln nicht, dass es eine ganze Anzahl von Gläubigen gibt, die ihre Gemeinde nicht missen könn-

²⁰ *Visser*, 1976.

²¹ *Visser*, 1996, 5.

ten, aber das lässt uns die Augen nicht vor den anderen verschliessen, die sich die Freiheit nehmen, auf dem weltanschaulichen Markt das herauszusuchen, was sie persönlich nötig haben. Eventuell picken sie auch einmal ein Körnchen aus dem kirchlichen Futtertrog, aber sie engagieren sich nicht länger in einer Kirche, weil sie dort für ihre Religiosität keinen Platz finden. Unter denjenigen, die wohl in unseren Karteikästen, aber äusserst selten am Sonntagmorgen in den Kirchenbänken zu finden sind, befinden sich vielleicht eine ganze Anzahl dieser modernen Gläubigen. Vielleicht können sie uns deutlich machen, inwiefern wir beim Aufbau der Kirche eher damit beschäftigt sind, einer inadäquaten Institution neues Leben einzuflössen, als damit, Möglichkeiten zur Verkündigung des Evangeliums zu entwickeln. Obwohl natürlich im besten Fall beides gleichzeitig geschieht.

Mit Blick auf unsere eigene Organisation des Identitätsdiskurses ist es deshalb von grosser Wichtigkeit, dass die partizipierenden Gläubigen in erster Linie die Chance bekommen, auf ihr eigenes Glauben einzugehen. Es ist möglich, dass die Gemeinde aus dieser Art Diskurs nicht mehr gefestigt hervorgeht, aber dass Ansätze für eine alternative, unterstützende Gruppenbildung geboren werden. In diesem Rahmen müssen wir erkennen, dass nicht unsere altkatholischen Strukturen fundamental sind, sondern unsere «konziliare Berufung».

Brecht (Belgien)

Joris Vercammen

(Übersetzung: Maja Weyermann)

Bibliographie

- Adam, I./Schmidt E. R.*, Gemeindeberatung. Ein Arbeitsbuch zur Methodik, Begründung und Beschreibung der Entwicklung von Gemeinden, Berlin 1977.
- Aldenhoven, H.*, Das ekklesiologische Selbstverständnis der altkatholischen Kirchen. Österreichisches Archiv für Kirchenrecht, 1980 401–430.
- Amiet, P.*, Wie Friedrich Michelis die Kirche sah. IKZ 96 (1989/2) 136–144.
- Baart, A. J.*, Werkschrift voor moreel beraad in de kerken. Een nadere begripsbepaling, Driebergen 1990.
- Bäumler, C.*, Kommunikative Gemeindepraxis. Eine Untersuchung ihrer Bedingungen und Möglichkeiten, München 1984.
- Dietterich, P. M.*, An adventure in discovery. Naperville s. d.
- Freire, P.*, Pedagogie van de onderdrukten. Baarn 1972.

- Habermas, J.*, Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus, Frankfurt 1976.
- Hammen-Poldermans, R.*, De methode van Paolo Freire. Een strategie voor bewustwording, Bloemendaal 1975.
- Heitink, G.*, Praktische theologie. Geschiedenis, theorie, handelingsvelden, Kampen 1993.
- Keizer, J. A./Steenwinkel, F. H. J.*, Toekomst kiezen. Werkboek voor strategische planning in de kerk, Leusden 1989.
- Kuhnke, U.*, Koinonia. Zur theologischen Rekonstruktion der Identität christlicher Gemeinde, Düsseldorf 1992.
- Küry, U.*, Chemins vers la vérité, Genève 1980.
- Küry, U.*, Die altkatholische Kirche, Stuttgart 1966.
- Locht, P. de*, De rol en de grenzen van ethisch handelen van de persoon en de gemeenschap bij het bepalen van de christelijke identiteit, Concilium 24 (1988) 95–98.
- Luther, H.*, Religion und Alltag. Bausteine zu einer praktischen Theologie des Subjektes, Stuttgart 1992.
- Rüegger, H.*, Christus als Gemeinde existierend. Grundzüge der Sozialgestalt des christlichen Glaubens, IKZ 100 (1992/1) 50–76.
- Schillebeeckx, E.*, Mensen als verhaal van God, Baarn 1990.
- Schilderman, H.*, Charisma en consensus. Mogelijkheden voor een discursieve spiritualiteit. Kerkopbouw en spiritualiteit III, Nijmegen 1992.
- Sobrinho, J.*, Bevrijding met Geest. Notities voor een nieuwe spiritualiteit, Avebode 1988.
- Soosten, J. von*, Die Sozialität der Kirche: Theologie und Theorie der Kirche in Dietrich Bonhoeffers «Sanctorum Communio», München 1992.
- Stalder, K.*, Die Wirklichkeit Christi erfahren. Ekklesiologische Untersuchungen und ihre Bedeutung für die Existenz von Kirche heute, Zürich 1984.
- Steinkamp H.*, Identität der Gemeinde. In: Brachel, H.-U. von, Kommunikation und Solidarität, Freiburg/Münster 1985.
- Vercammen, J.*, Die Situation unserer Gemeinden als Herausforderung für altkatholische Spiritualität, IKZ 100 (1993/1) 21–47.
- Vercammen, J.*, Oud-katholieken en hun Identiteitsprobleem. In: Hallebeek, J./Wirix, B. (Hrsg.), Met het oog op morgen. Ecclesiologische beschouwingen aangeboden aan Jan Visser, Den Haag 1996.
- Vercammen, J.*, Identiteit in beraad. Theorie en praktijk van het parochieel identiteitsberaad in vier oud-katholieke parochies, Studies over kerkopbouwkunde 6, Baarn 1997.
- Vercammen, J.*, Parochie in beraad. Samen bouwen aan onze identiteit. Werkboek, Amersfoort 1998.
- Visser, J.*, Kirchenstruktur und Glaubensvermittlung, IKZ 97 (1990) 174–191.